

Zeitschrift: Bericht über das Jahr / Schweizerdeutsches Wörterbuch :
Schweizerisches Idiotikon

Herausgeber: Schweizerisches Idiotikon

Band: - (1956)

Rubrik: Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 144-146

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht der Redaktion über den Inhalt der Hefte 144—146

Im Jahresbericht für 1954 haben wir die Hinweise auf den Inhalt bis zu Heft 143 geführt. So kommen wir zunächst auf die 1954 und 1955 erschienenen Lieferungen 144 und 145 zurück und schließen Heft 146 an (herausgegeben im Sommer 1956). Das zweite Heft des Jahres 1956 (Lieferung 147) sparen wir dagegen für den nächsten Bericht auf.

Wiederum müssen wir uns darauf beschränken, aus der großen Zahl der Stichwörter einige wenige, besonders bemerkenswerte herauszugreifen und auch von diesen nur einzelne Seiten zu beleuchten.

Die 25 Spalten umfassende Sippe *Täding, tädingen* bietet ein mächtiges Bild der alten Rechtssprache und Rechtspflege, das sich durch die mit Verweisen herangezogene reiche Sinnverwandtschaft noch stärker verdichtet. Da sich in der ursprünglichen Zusammensetzung ahd. *tagading*, mhd. *teg(e)dinc* das erste Glied nur noch in den wenigen frühen Belegen kurz vor und nach 1300 erkennen lässt und *-ing*, falsch abgetrennt, der femininen Ableitungssilbe angeschlossen wurde, die Zusammensetzung sich also verdunkelte, konnte die bei uns übliche Einordnung unter das Grundwort nicht in Betracht fallen. Dieses gemeingermanische «ding», die nach Zeit und Form streng geregelte Versammlung der Gau- oder Dorfgenossen, ist bekanntlich noch mehr als die «sache», der Streitfall, aus der Sphäre des Rechts in die des Klein-krams abgesunken. Der ursprüngliche Begriff von *Täding* hat sich früh in zwei spezielle Hauptbedeutungen entwickelt und gespalten: Verhandlung, um einen Streit zu

schlichten, Abkommen und Vertrag, die sich natürlich nahe berühren. Nebenbei ist das gewichtige Rechtswort auch in die mißtönige Alltagsrede abgeglitten, die in unseren Belegen mit verschiedenen abschätzigen Attributen gekennzeichnet wird. Zusammensetzungen wie *Fabel-, Bueben-, Wiber-, Narren-Täding* im Sinn von Geschwätz sind die wilden Schoße des edlen Stammes.

Wie *Täding* im Sinne von Rechtsstreit schon von Stalder und etwas jüngern Gewährsmännern eher nur spärlich und meist für südliche Berglandschaften bezeugt wird, so lebt das Wort *tädingen*, umgewandelt zu *tälige* und *täglichu*, wohl nur noch dürftig im Berner und Freiburger Oberland und im Lötschental zunächst in der Bedeutung streiten, disputieren. Immerhin schrieb der Berner H. R. Balmer 1938: *So hei si bis in alli Nacht ine z'säme 'täliget.* Etwas besser und weiter bezeugt ist die Bedeutung «zum Frieden reden, schlichten». *Es ist en dritte cho, der hät en bitz getädiget*, heißt es aus Davos. Nur aus dem Berner Oberland haben wir einen Satz wie: *Si hei an mer 'täliget, bis ich bi cho*, sie haben auf mich eingeredet... Unter den vielen mit Präfix gebildeten Verben ist besonders *vertädingen* bedeutungsmäßig stark entfaltet. Der heutige Sinn verteidigen, echt mundartlich in der Form *vertädige* nur spärlich vorkommend, ist vom alten Reichtum nur ein geringer Rest. Früher hat man verzwistete Eheleute wieder «zuosammen ze tädingen» versucht; umgekehrt mußte man Streithähne «voneinander tädingen». Im abseitigen Habkern kann es einem geschehen, daß man *zueche 'täliget*, zur Einkehr aufgefordert wird. In der Geschäftssprache begegnet man oft dem Ausdruck «einen Kauf, einen Vertrag u. ä. tägeln», der unbewußt und bewußt (bei Grimm) als zu Tat, tätig gehörend aufgefaßt wird; im entstellten Verb lebt aber unzweifelhaft das alte *tädingen* im Sinn von vereinbaren fort.

Der Begriff *Tod* zerfällt zunächst in den Vorgang des Sterbens und in die Handlung des Tötens. Die erste Be-

deutung macht sich breit in einer Menge von mehr oder weniger formelhaften Wendungen, besonders verbalen Verbindungen, die syntaktisch mannigfaltig einerseits das Sterben, anderseits die dazu führenden Vorgänge umschreibend und erweiternd bezeichnen, vielfach mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit: «todes, mit tod sterben, abgan, verfaren, verscheiden» u. ä.; «vom leben zum tod fürdern, bringen, richten», «zuo tod erhenken, also daß sonn und mon ob und under ime durchschinen möge» (16. Jh.). Üppig ins Kraut schießt besonders die übertreibend-verstärkende Rede mit der präpositionalen Verbindung *z'Tōd* im Zusammenhang geistig-seelischer Vorgänge. Man kann sich z. B. *z'Tōd ergere, schäme, b'lange*, aber auch *z'Tōd gern Rütsherr werde, ja sogar z'Tōd frō si.* Dieselbe Neigung, im Affekt dick aufzutragen, zeigen viele Redensarten. Der die Überraschung verstärkende Ausdruck *ich hätt ēnder an'n Tōd dänkt* ist alt und in verschiedenen Formen verbreitet. Der «Arme Mann im Tockenburg» erzählt aus seiner Soldatenzeit von einem mürrischen Korporal: «Den Kerl mocht ich vor den Tod nicht vertragen.» Fritz Staub notierte, man müsse *schier de Tōd usstā*, z. B. wegen zu enger Schuhe. Nach andern Zürcher Gewährsleuten kann man drei, ja *sibe Tōd duremache*. Schon Fries und Maler bringen die Hyperbel «vil tōd erleiden, von vilen töden sterben, capere plures mortes». Vielleicht steckt in diesem irrealen Plural schon eine andere Bedeutung, die klar wird, wenn wir lesen, daß ein Aufrührer «nit ain tod verdient hetti, sondern zwen oder dry» (1495), oder wenn einer «das Mord, den Diebstal und den Brand» «mit dreyen Tödten... büeßen und bezahlen» mußte (1665). Hier handelt es sich um verschiedene Arten der Hinrichtung. Im Gegensatz zu diesen «schwären», «schmächtlichen töden» (1551) bittet einer «umb einen gnedigern tod, namlichen das swert» (1471). Schließlich tritt der Tod im bildhaft-körperlichen Sinn auf. Unter den vielen makabren Redensarten sticht eine mehrfach (so von Ulrich Brägger und Titus Tobler) erwähnte her-

vor: *ūsg'seh, e G'sicht mache wie der Tōd vo Ypere*, die ausging von einem hohen, schauerlichen Standbild in der Hauptkirche der flandrischen Stadt. Wer mag den Ausdruck, den Wanders «Deutsches Sprichwörter-Lexikon» nur aus Holland belegt, in unsere Berge gebracht haben?

Tafele (oder *Tafle*), ein altes gemeindeutsches Lehnwort aus lateinisch *tabula* bzw. dessen Entsprechung in den romanischen Tochtersprachen (ital. *tavola*), zeigt eine reiche Bedeutungsentwicklung, vor allem in der älteren Sprache, während es die heutigen Mundarten nur noch in wenigen einzelnen Bedeutungen kennen. Auffällig ist, daß fast alle in unserm Material festzustellenden Bedeutungen und Bedeutungsnuancen schon dem lateinischen oder romanischen Mutterwort eigen sind. Das gilt von der Grundbedeutung «flache, viereckige Holzplatte, -fläche, Brett» in den verschiedenen Verwendungen etwa als Schreib- und Rechentafel, als Liste (vgl. *Tabelle* aus lat. *tabella*, Diminutiv von *tabula*), Verzeichnis, dann als Gemälde, als Landkarte. Das gilt weiter von der Bezeichnung verschiedener eine Platte als Hauptbestandteil enthaltender Geräte: Tisch vor allem (erst romanisch: *tavola*, *table*), auch Zahlbrett oder -tisch, weiter (Karfreitags-)Klapper (*tabula* im mittelalterlichen Latein, bei uns auch, diesem noch näherstehend, *Tabele*). Das gilt endlich von der Verkleinerungsform *Täfeli* in der Bedeutung «Stückchen von Süßigkeiten oder Heilmitteln», das genau dem französischen Diminutiv *tablette* entspricht. Dieser fast durchgängige Gleichlauf der Bedeutungsentfaltung dürfte zum nicht geringen Teil darauf beruhen, daß offenbar das Bewußtsein der Identität des deutschen Wortes mit dem lateinisch-romanischen nie verloren gegangen ist. In einigen Fällen läßt sich dies geradezu greifen. Ägidius Tschudi schreibt: «Caesar bezügt, lib. 1, das er im läger taflen, das sind rödel, funden, darin die Helvetier mit griechischen buochstaben geschrieben alle ir namen und zal». Bei Cäsar selbst (*De bello Gallico*) heißt das: «In castris Helvetiorum tabulae

repertae sunt . . .» Lateinisch *tabula* wird also ganz selbstverständlich zuerst mit «*tafel*» wiedergegeben. Joannes Guillelmus Stuckius, in seinen «*Antiquitatum Convivialium libri 3*», erschienen bei Froschauer in Zürich 1582, sagt: «*Germani mensam tisch, nimirum a disco, Itali tavola, Galli table, hoc est tabulam, nuncupant, qua voce etiam Germani utuntur, tafel dicentes.*» (Den Tisch nennen die Deutschen *Tisch*, wohl von lat. *discus*, die Italiener *tavola* und die Franzosen *table*, d. i. lat. *tabula*, welches Wort auch die Deutschen brauchen, wenn sie *Tafel* sagen.) Von den fast anderthalbhundert Zusammensetzungen mit *Tafele* seien hier nur noch einige kurz gestreift. An der Gedenkausstellung zur Zürcher 600-Jahr-Feier 1951 war die prächtige Gygersche Zürcher Karte von 1664/1667 ein Hauptprunkstück. Meister Hans Conrad Gyger erscheint wieder in unserm Artikel *Land-Tafel*, u. a. in folgendem Zürcher Ratsbeschuß von 1634: «*Mr Hanns Conraten Gyger, dem Maler, ist die gemachte Landtaffelen einer gantz loblichen Eidgnoschaft und zuegewannten Orthen . . . um 170 Gl. abgenommen worden.*» Nur eben erwähnt sei, daß auch die *Verbot-Tafele* nicht fehlt, auf die (bzw. ihr Vorkommen in der Mehrzahl, ja Überzahl) der vor einigen Jahren für Zürich vorgeschlagene Spitzname «*Täfelikon*» anspielt. *Sänne-Täfeli* heißen im Toggenburg die bekannten Senntumsdarstellungen auf langen Papierstreifen. Von der Bedeutung «*Gemälde*» aus ist *Tafele* auch zur Bezeichnung des Bilderrahmens geworden; *Kaländer-Tafele* ist der teilweise reich ausgestattete Rahmen, in dem man früher die Kalender jeweils mit der Seite des laufenden Monats nach vorn in der Stube aufhängte. Heute sieht man solche etwa in Antiquitätenläden. — Auf das Verbum *tafele, täfele*, das u. a. nicht nur «*Tafeln oder Getäfel befestigen*», sondern auch «*klopfen, einen verklopfen*» bedeutet, nicht nur «*die Klapper betätigen*», sondern auch «*schwatzten, klatschen*» (wie *rätsche*), ferner auf Ableitungen wie (*Ge-*)*Täfel*, *Täfer* sei hier nicht näher eingegangen.

Die Sippe von *Tauff*, *tauffe* gehört etymologisch mit *tieff* zusammen. *Tauffen* bedeutet zunächst einfach «untertauchen»; erst bei der Christianisierung der Germanen wurde das Wort als Entsprechung von lateinisch *baptizare* (aus griechisch *baptizein*, das ebenfalls «ein-, untertauchen» heißt) auf jene religiöse Handlung bezogen, die ursprünglich im völligen Eintauchen des in die Gemeinschaft der Gläubigen Aufzunehmenden bestand.

— Wenn im Zürcher Ratsbuch aus dem Jahre 1470 notiert ist, jemand habe von einer Frau «geredt, sy und ir tochter syent beid recht pfaffenhuoren und sy were wol wirdig, das man sy auf das hüttly satzte und in das wasser wurfe und sy da touffte» (was sich auf die Strafe des Ertränkens oder des Schwemmens in der Limmat bezieht), oder wenn Fries in seinem lateinisch-deutschen Wörterbuch «mergere ultimis suppliciis» übersetzt mit «am läben straffen, einen tauffen, das er ertrinckt», so dürfen wir da wohl an unmittelbares Fortleben der alten, allgemeinen, noch nicht kirchlich spezialisierten Bedeutung denken. Die von dieser letztern scherhaft übertragene Verwendung, wie sie uns heute naheliegt (etwa im Sinne von «jemand in einen Brunnenkrog werfen oder stark mit Wasser bespritzen», auch «Milch, Wein mit Wasser strecken») kommt in den genannten und einigen entsprechenden Fällen doch wohl kaum in Frage; sie sehen dafür zu ernsthaft aus.

Die alte Form des Taufens durch Ein- oder Untertauchen im Taufbecken, die im 16. Jh. in Abgang gekommen ist, spiegelt sich noch lange nachher in der Formel «us (dem) Touff haben» (oder «heben», «han» o. ä.) für die erste Aufgabe des Paten. Er habe «dem Hans Jacob F. in Eggezhusen im Thurgög und Catharina F. von Herisau ihr Kind us der Tauff» getragen, schreibt noch 1707 ein Schaffhauser. Dieser eben angeführte Beleg zeigt übrigens noch etwas anderes: Das alte Wort für die Taufe ist schweizerdeutsch wie allgemein *der Tauff*, heute bei uns nur noch resthaft in Alpenmundarten erhalten, sonst verdrängt durch die Bildung *die Tauffi*,

welche im Geschlecht auch auf das alte Wort abgefährbt hat, so daß dieses teilweise als Femininum erscheint. Neben *Tauffi* kommen in gewissen Mundarten auch *Taufete* und *Tauffig* vor, z. T. mit leichten Verschiebungen der Hauptbedeutung. — Soviel mag genügen zum Hinweis auf diese im übrigen auch volkskundlich und sittengeschichtlich sehr ergiebige Sippe. Auf die mannigfachen Bräuche und abergläubischen Vorstellungen, die sich um den einen Hauptpunkt im Menschenleben markierenden Akt der Taufe gerankt haben, kann hier in Kürze nicht eingegangen werden. Ebenso seien die Artikel *Widertauff*, *widertauffen*, *Widertäuffer* und *Täuffer*, welche das 16. und 17. Jahrhundert in dem trüben Licht der Glaubensverfolgung zeigen, nur eben erwähnt.

Das Adjektiv *tifig* ließe sich schriftdeutsch in einem Wort vielleicht am ehesten durch «flink» wiedergeben, denn es bezeichnet nicht nur die Schnelligkeit eines Ablaufs, eines Tuns oder Handelns, sondern auch die Raschheit — und Leichtigkeit — der Auffassung und damit die Flinkheit im geistigen wie im körperlichen Sinn. Seine Herkunft ist nach wie vor dunkel; es ist wenig über den schwäbisch-alemannischen Bereich hinaus verbreitet und nicht über das Friessche Wörterbuch (1541) hinauf zu verfolgen, also vom gesamtdeutschen Blickpunkt aus ein rechter «Idiotismus», ein «Provinzialwort». Daß es heute auch bei uns Gefahr läuft, durch andere Ausdrücke verdrängt zu werden, ist schade.

Tieff, lautlich in der bekannten dreifachen Gestalt: *dief* im Nordwesten, *tüff* im mittleren und östlichen Norden, *täuff* oder *täiff* im Süden, weicht in seiner Bedeutungsentfaltung wenig von der Schriftsprache ab. Zu erwähnen wäre allenfalls die Bedeutung «*tief*, dreckig, beaucoup de boue». Die Zürcher Hilfstruppen auf ihrem Eilmarsch ins eidgenössische Lager vor Murten wurden noch zuletzt hart mitgenommen, «da es die nacht uss regnet und ein bösen, tiefen weg». 's ist *tüff z'lauffe* sagte man

noch im vorigen Jahrhundert in Zürich. Heute haben sich die Sorgen der Straßenbenützer verschoben; im Vordergrund stehen die zu engen Straßen; steinige und löcherige Sträßchen gibt es auch noch, aber im genannten Sinne «tief», d. h. grundlos, so daß man im Kote einsinkt, sind höchstens noch Feld- und Waldweglein in der schlechtesten Jahreszeit.

Das hübsche, nur einem Teil des westlichen Berner Unterlandes und dem Kanton Freiburg eigene Wort *tüffe* für «öffnen, auftun», wohl aus *tuf!* entstanden, das aus *tue uf!* zusammengezogen wurde, hat den Guggisbergern und jenen Seeländern, welche es brauchen, den Übernamen *Tüffner* eingetragen, so wie die Obwaldner bei den Haslern *Alliger* heißen, weil sie für «jeweils» nicht wie diese *esie*, sondern *allig* sagen, oder die Grabser und Buchser bei den Toggenburgern *Etschländer* wegen ihres *etsche* statt *öppé* (zudem ein Wortspiel), oder die Schächentaler bei den übrigen Urnern *Nochler*, weil sie nicht *no* sagen, sondern *noch*.

Zum Wort *Tüfel* lag nicht nur in den unveröffentlichten Sammlungen des Idiotikons massenhaft Material, es steckt auch schon so vieles dazu in den vorliegenden elf Bänden des Wörterbuchs, daß der Bearbeiterin des Artikels daraus auf Schritt und Tritt Teufelsbelege entgegengesprangen. Das hängt wohl damit zusammen, daß unser Wort besonders häufig in *S p r i c h w ö r t e r n*, *R e d e n s a r t e n* und ähnlichem auftritt, worin die Wirklichkeit einer ältern Zeit, die den Teufel leibhaft sah, ihren Niederschlag gefunden hat. Die Vorstellungen, die solchem redensartlichem Gebrauch zugrunde liegen, lassen sich in manchen Fällen noch erkennen. Wenn z. B. neben der geläufigen Redensart *de Tüfel ist los* die aus der Zürcher Mundart bezeugte Fassung *de Tüfel ist ab der Chette* steht, so ergibt sich als Quelle die biblische Offenbarung, wo «*S. Joannes . . . gewyssaget . . . daz der tüfel ab der kettinen kommen werde*», wie Antistes Lavater

schreibt. Darauf spielt auch ein auflüpfischer Täufer von Egg an: «Die Oberkeith seig erger als der Tüffel, dann der Böse seig angebunden, die Oberkeith aber nit, müeße derselben immerdar nachlauffen» (1672). In Uri aber bestand der Volksglaube, der Priester, der am Karlsamstag die Feuerweihe vornehme, *tieg... am Tifel d'Chettene wider stächle, er heig si zerbisse.* Die Genitivformel *de ist 's Tüfels* bezeichnet heute eine durchtriebene Person, ursprünglich bedeutete sie jedoch, daß der betreffende Mensch im Banne des Teufels stehe, ihm zugehöre. Ein Lauener, geneckt mit der Frage, *ob d'Lauwener geng no e chlei Strüdeler* seien, antwortet: *Albe het eine van 'ne öppis chönne* (d. h. hexen) *un ist d's Tüfels g'si. Jez chan ekeina mē öppis, aber d's Tüfels si si all z'säme!* Das ist ein Wortspiel zwischen der eigentlichen Bedeutung und der Redensart. Bitterer Ernst aber spricht aus den Worten einer Frau vor dem Zürcher Ehegericht des 16. Jahrhunderts: «Wo sy es also ließe bliben (und die Wahrheit nicht sagte) wär sy mit lyb und sel tüffels». Und noch Gotthelfs Schulmeister ist bedrückt von dem finstern Glauben, daß *es Ching... d's Tüfels isch, wil 's nit 'tauft worde.*

Viele redensartliche Wendungen gehen auf abergläubische Vorstellungen zurück. Dazu gehört der weitverbreitete Ausdruck des Unwillens *de Tüfel hät 's g'seh.* Man sagt etwa im Sinne von «verwünscht»: *De Tüfel hät 's g'seh, 's göt alls lätz,* z. B. auch beim Kartenspiel: *Der Tüfel het's g'seh, lueg, lueg, bar lüter Brättli!* Mehr Ernst und Gewicht hat die Formel bei Gotthelf: «Wenn Mann und Frau zusammen plären, so ist die Sach so bös nicht; aber wenn eins lachet und das andere weint, dann hat es der Teufel gesehen.» Hier ist die Situation nicht nur ärgerlich, sondern bedenklich, unheilvoll: «der Teufel hat es gesehen» steht hier der wörtlichen Bedeutung näher, dem Glauben an die Kraft des bösen Blicks, wie er an anderer Stelle zum Ausdruck kommt. *We doch d'Häx nit appa umha ist, da(ss) sch' mar d'Chue g'seh cha, sust verliert sch' mar sicher d'Milch,* sagt eine Walliserin, in-

dem sie ihre Kuh über den offenen Platz treibt. Die Sage schreibt dem Teufel auch die Fähigkeit zu, durch die Luft zu fahren und Menschen durch die Luft zu tragen. Das hat zu der spöttischen Redensart geführt: *De Tüfel treit di doch wit ume!* In älterer Zeit pflegte man einander mit dergleichen Wendungen zu beschimpfen oder sich zu verwünschen. So im 17. Jahrhundert ein Aargauer Untervogt des Schulmeisters Frau: «Der Tüffel hab sy hiehar treit». Noch schlimmer 100 Jahre früher ein Ehemann, den seine Frau anklagt: «Wann ... sy zer predig gange, so sage er, der tüfel hab sy z'kilchen treyt.» Nicht so arg, nur ärgerlich tönt das Wort aus dem Mund eines über die Zeche erbosten Gesellen, «den daz zuo vil bedüechte». Er «rette, ob in dann der tüfel dargetragen hätte», worauf die schlagfertige Wirtin antwortet: «Es möchte sin, sy hett nit nach im geschickt» (Zürcher Ratsbuch von 1477). Was hier noch Äußerung des Unmuts ist, erscheint völlig verblaßt als derbe Anrede in Thomas Platters Lebensbeschreibung: «Uff ein zytt was ich ... in fünff jaren nit bi iren (der Mutter) gsin und wyt umeinander getzogen in ferren landen; kam zuo iren, was das erst wort, das sy zuo mir sagt: Hatt dich der tüffell aber zuoher tragen? Antwurtet ich: E nein, muotter, der tüffell hat mich nit zuoher tragen, sunder mine füeß.»

Neben den alten formelhaften Wendungen sind im Volksmund viele bildliche Redensarten meist jüngerer Prägung beliebt, in denen der Teufel als Subjekt oder Objekt der je nachdem verwerflichen oder verdienstlichen Handlung hingestellt ist. Der scherzhafte Anruf: *Iez Tüfel, heb de Täpe drab!* damit eine heikle Arbeit gelingen möge, wird aus Talwil bezeugt. *Da, Tüfel, häb de Sagg üf!* wenn einem durch Mißgeschick etwas entfällt, ist im Glarner Sernftal und im St. Galler Oberland bekannt. *Der Tüfel brennt's Obst* sagt man im Baselbiet laut Tr. Meyer. Von einer unzuverlässigen Maßangabe sagt der Unterwaldner: *Der Tifel het's g'mässe*; von einem Blatternarbigen der Luzerner: *Der Tüfel hed Ärbs uf em 'tröschet.* Bei einem Konkurs auf der Zür-

cher Landschaft, wo viele Handwerker mit kleinen Forderungen zu Schaden kommen, heißt es: *Wänn de Tüfel Wösch hät, so han i au öppis debi*, für 's wenigst es Fazzenētli. Aus St. Gallen und Zürich kommt die Redensart *de Tüfel hät Chilbi*, wenn sich alles zum Schlimmen entwickelt, in Berneck gilt im selben Sinne *de Tüfel hät Fasnacht*. In Graubünden bedeutet *i d's Tüfels Chuchi cho* in Unannehmlichkeiten geraten. Verbreitet ist *dem Tüfel uf de Chopf* (bzw. *de Schwanz*) *trampe* oder *uf de Grind springe* im Sinne von sich überwinden, bösen Menschen gute Worte geben; dagegen sagt man für sich widersetzen im Lauterbrunnental *dem Tifel terfen in'n Bart stān*. Von geringen oder schlechten Leuten heißt es, sie seien *dem Tüfel ab de Hose g'falle* bzw. *g'schabet*, oder *dem Tüfel ab em Charre*, auch *Schlitte, Wage* oder *ab der Lantwid g'heit*; Übermütige dagegen sind «dem Teufel ab den Hörnern», wie Lienert sagt.

Wie eine solche bildliche Redensart auch ihres Sinnes entleert und nur noch als Verstärkung gebraucht wird, zeigt sich an der Wendung *dem Tüfel es Or ab*. In Davos sagt man *flueche*, daß *dem Tüfel d'Ore zittere*, in Bern und Glarus gibt es ein sinnverwandtes *dem Tüfel es Or ab flueche*; in beiden Fällen ist gemeint: so furchtbar fluchen, daß selbst dem Teufel die Ohren zittern, ja abfallen vor Schreck. Auch bei Verbindungen wie *dem Tüfel es Or ab lüge, brüele, schwätze, strīte* kann man sich noch etwas vorstellen; wenn nun aber beliebige Verben so verbunden werden, handelt es sich nur noch um eine Steigerung des Verbalbegriffes. Man kann *dem Tüfel es Or ab lauffe, ränne, springe*, aber auch *dem Tüfel es Or ab läse, rächne, schribe, wīse* (beim Jaß), also sehr stark laufen bzw. sehr viel lesen usw. Als Verstärkungswort bekräftigt *Tüfel* besonders die Vereinigung in bekannten Wendungen, z. B.: *Das geit kein mutze Tüfel nüt a*, wie man im Emmental sagt, oder: *Das chönnt ja der Tüfel nüd verstō*, wie Jakob Stutz schreibt. Statt *er verstät kein Tüfel* wird aber auch gesagt *er verstät en Tüfel*, und in beiden

Fällen meint man dasselbe, nämlich «nichts». «Predigen kann er schön, sonst aber versteht er e Tüfel viel», schimpft Mädi in Gotthelfs Anne Bäbi Jowäger. Der Appenzeller aber benützt die Gelegenheit zu einem doppelsinnigen Scherz, wenn er zwei Eheleute streiten lässt: (Er:) *I wässe glich, das i e guets Wibli ha.* (Sie:) *En Tüfel häst!* So tritt unser Wort schließlich an die Stelle der Negation selbst. Die derbe Volkssprache, die es in diesem Sinne anwendet, stimmt damit, unbelastet von aller Spekulation, in das Faustwort ein: «Ich bin der Geist, der stets verneint.»